

Heike Weiberg
Enno Glantz

Glantz- Zeiten

Erfolg und Ohnmacht
einer mecklenburgischen
Gutsbesitzerfamilie

2. überarbeitete Auflage



Einführung

Fast zufällig geriet ich vor einiger Zeit nach Hohen Wiesendorf. Dort traf ich wiederum fast zufällig auf Enno Glantz, einen Mann, der sich für mich bis dato als anonyme Person hinter einem Erdbeerimperium verbarg. Dieser Mann schilderte mir in wenigen Sätzen die spannende Chronik dreier Generationen seiner Familie. Dann fragte er mich, ob wir daraus gemeinsam ein Buch machen wollten. Diese Geschichte faszinierte mich, weil sie eine mir vollkommen fremde Welt malte. Eine Welt, die ich lediglich vom Hörensagen kannte, und eine Zeit, die mir nur aus Geschichtsbüchern bekannt war. Menschen, deren Handlungen und Erfahrungen absolut nicht konform mit meinen eigenen gingen. Die Begeisterung hatte mich gepackt. Oder war es dieser Mann, dessen Enthusiasmus auf mich übergesprungen ist? Einwände und Bedenken, welcher Art auch immer, die sich bei mir fast automatisch einstellen, fegte er wie Brotkrümel vom Tisch. Wir wurden uns schließlich einig, diese Geschichte zusammen zu erzählen, stellten aber fest, dass uns beiden die Zeit dazu fehlt.

Einige Monate später trafen wir uns wieder. Diesmal nicht zufällig. Lange Gespräche und die Sichtung von Aufzeichnungen folgten. Wir wollten ein Buch schreiben, in dem Familiengeschichte in Zusammenhang mit deutscher Geschichte lebendig wird. Wir wollten deutlich machen, dass der Einzelne, egal was er tut, immer von großen politischen Zusammenhängen abhängig ist. Wir wollten versuchen, das Leben auf einem mecklenburgischen Gutshof Anfang des 20. Jahrhunderts und heute zu schildern. Uns war schnell klar, dass Hohen Wiesendorf als Gut und Landschaft das zentrale Thema unserer Geschichte werden würde. Es ist ein Landstrich, der eine ganz besondere Energie zu besitzen scheint. Primär selbstverständlich für die Familie Glantz, deren Leben dieses Stück Land weitgehend bestimmte und wieder bestimmt. Aber auch für andere Menschen muss dieser Ort einen ganz eigenen Zauber besitzen. Wir entnahmen dies Aufzeichnungen und Erzählungen Dritter,

die wir für unser Buch verwandten. Auch ich selbst habe mich in Hohen Wieschendorf verliebt. Jeder meiner Besuche dort wurde zu einer Quelle für neue Ideen.

Apropos Ideen. Sie waren notwendig, um Episoden aus dem Alltag der Familie mit Leben zu erfüllen. Die Mehrheit der auf den folgenden Seiten dargestellten Ereignisse ist im Kern authentisch. Wir haben sie den Aufzeichnungen von Paul und Günther Glantz entnommen, teilweise auch aus Erzählungen, Briefen und Aufzeichnungen von anderen, die in Kontakt mit der Familie standen und heute noch stehen. Wie diese Begebenheiten in der Realität stattfanden, ist gerade für das erste Kapitel des Buches nicht mehr nachvollziehbar. Wir haben unsere Vorstellungskraft schwingen lassen und Ereignisse, die in den Aufzeichnungen mit einem trockenen Satz geschildert waren, zu eigenen kleinen Geschichten entwickelt. Dichtung und Wahrheit liegen hier also eng beieinander. Dabei wollten wir uns aber nicht zu weit aufs Glatteis der Phantasie bewegen, denn wir hatten nicht vor, einen Roman zu schreiben. Es sollte auch keine minutiöse Schilderung von Ereignissen werden, aber dennoch weitgehend Realität abbilden. Dies ist auch der Grund, weshalb die Frauen in diesem Buch wenig präsent erscheinen. Aber die Lebenserinnerungen als Grundlage der Familiensaga stammen eben von Männern, für die in erster Linie unternehmerische Fakten eine Rolle spielten. Das gilt besonders für das erste Kapitel dieses Buches. Frauen waren zu jener Zeit und in diesem Umfeld nicht an wirtschaftlichen Entscheidungen beteiligt, erschienen demzufolge auch in den Aufzeichnungen ihrer Männer nur am Rande.

Die neben den Hauptfiguren handelnden Personen sind zum großen Teil authentisch. Einige wurden namentlich benannt, andere blieben anonym. Die erwähnten Orte sind ausnahmslos real. Diese Menschen und Orte, die im Leben der Familie auftauchten und teilweise auch wieder verschwanden, haben wir in erdachte Szenen eingebettet, um den tatsächlichen Ereignissen Leben einzuhauchen. Damit die Familiengeschichte lebendig und greifbar werden zu lassen, war unser

Ziel. Ob uns das gelungen ist, muss der Leser entscheiden.

In manchen Büchern dankt der Autor anderen Menschen, die an seiner Arbeit beteiligt waren. Das habe ich bisher meist großzügig überlesen, denn ich kannte diese Menschen ohnehin nicht. Jetzt aber, als ich selbst merkte, wie wichtig und unverzichtbar die Hilfe anderer Beteiligter am Entstehen eines Buches ist, möchte ich diesen Platz nutzen, um allen Unterstützern Dankeschön zu sagen.

Ich danke zuallererst Enno Glantz für sein Vertrauen und seine Großzügigkeit. Ich danke ihm auch für all die leckeren Kalorienbomben, mit denen er während unserer Zusammenarbeit dafür sorgte, dass mein Energiepotenzial nicht in den Keller rutschte.

Ich danke Julia Freund für ihre Geduld und Akribie, mit denen sie alles entdeckte, was mir verborgen blieb.

Ich danke Ninchen Glantz, die im Alter von 93 Jahren die orthografische Korrektur der plattdeutschen Sätze übernommen hat. Ebenso geht mein Dank an Gustav Saubert für seine Hinweise das Platte betreffend.

Ich danke Lisa Glantz, Dürten Untiedt, Margret Sittler, Jan van Leeuwen und Horst Herrmann für die Hinweise und Informationen, die sehr nützlich waren.

Ich danke Renate Schicht, Doris Wacha und Martina Deutsch für den Mut, den sie mir schon viele Jahre machen.

Ich danke Uwe Weiberg für die Geduld, mit der er meine Launen erträgt.

Ich danke Frau Dr. Roland und Herrn Mentzel vom DLG-Verlag für die freundliche und persönliche Zusammenarbeit.

Heike Weiberg

1. Kapitel

Sturm über der Ostsee

Eisig und mit gewaltiger Kraft wehte der Sturm von See her über die kleine Halbinsel, die sich trotzig in die Ostsee schob. Von drei Seiten umgab Wasser das Gut Hohen Wieschen-dorf, das sich auf diesem wie ein Buckel in das Meer hineinragende Stück Land behauptete. Es war ein klirrend kalter und von tobendem Wetter gezeichneter Januartag, als Paul Glantz seinen gerade erst erworbenen Besitz mit aufmerksamem Blick und kräftig ausholenden Schritten erkundete. Die Kälte spürte er kaum. Seine Aufmerksamkeit galt dem Boden, dessen gefrorene Kruste hart unter seinen Stiefeln drückte. Dass dieser unwirtliche und stürmische Tag des Jahres 1912 schon erster Vorbote von später kommenden, in mehrfacher Sicht stürmischen Jahren sein sollte, das konnte der neue Gutsherr nicht ahnen. An so etwas wie Symbole oder Vorzeichen verschwendete er keinen Gedanken. Er war Landwirt und damit war für ihn das Wetter lediglich ein wirtschaftlicher Faktor. Man musste es geschickt für Anbau und Ernte nutzen oder – wenn es sich partout gegen einen stellte – versuchen, das Beste daraus zu machen. Paul Glantz war ausgesprochen pragmatisch veranlagt. Für ihn zählte in erster Linie das Land, auf dem er arbeitete, und seine Familie, für die er das Land bestellte. So war es schon seit Generationen. Die Landwirtschaft ernährte die Familie und so sollte es auch bleiben.

Gegen den Sturm ankämpfend erreichte der Mann mit dem kräftigen Schnauzbart und dem sich schon leicht lichtenden Haupthaar den Strand. Eisschollen trieben auf der See und rieben sich mit einem Ton aneinander, der wie von weither kommendes Wolfsgeheul klang. Gewaltig und schaurig tön-te dieser Singsang des Eises. Gewaltig war auch die Kraft, mit der es sich austobte. Die 400 Meter lange Seebrücke aus Holz, die für die Schiffsverbindung in die Stadt Wismar unverzichtbar war, lag in Trümmern. Nur noch einzelne Pfähle ragten wie ein altes morsches Skelett aus dem Wasser. Sie hielten den

krachenden Eisschollen stand, die sie unaufhörlich bedrängten. Dieses Stück mecklenburgische Land wurde zu jener Zeit noch hauptsächlich über das Wasser versorgt. Wismar, die nächste Stadt, lag nur 14 Kilometer nach Osten, war aber im Herbst und Winter wegen der unpassierbaren Landwege am einfachsten mit dem Boot zu erreichen. Auch im Sommer wurden unzählige Dinge, die man aus der Stadt benötigte, auf dem Wasserweg herangebracht. Die Ernte ließ sich sowieso viel bequemer im Schiffsbauch unterbringen und in die Zuckerfabriken und Mühlen der Stadt transportieren. Ohne Seebrücke konnte aber in Hohen Wieschendorf kein Schiff anlegen. Das war nicht gerade ermutigend für einen Neuanfang auf diesem Gut.

Der Sturm und der Anblick der ins Wasser ragenden Ruine waren für Paul Glantz jedoch noch kein Anlass zur Sorge. Er hatte schon anderes erlebt und weitaus dramatischere Ereignisse sollten ihm noch bevorstehen. Er war jetzt 36 Jahre alt und dieses Gut an der Ostsee war sein erster eigener Besitz. Der Landwirtssohn hatte zuvor auf verschiedenen Gütern in Mecklenburg und Ostpreußen als Inspektor oder Wirtschaftler Erfahrungen gesammelt und 1907 eine Domäne in Holzendorf bei Sternberg gepachtet. Hier in Hohen Wieschendorf wollte er nun mit seiner Familie sesshaft werden. Der Neugutsbesitzer zog sich seinen von Sonne und Regen ausgebleichten Hut noch weiter ins Gesicht, vergrub die Hände in den Taschen seiner langen dichten Winterjacke und machte sich auf den Weg zurück zum Hof. Begleitung hatte er nur von den jagenden Wolken am Himmel. Ein guter Kilometer war es, den er zurückzulegen hatte vom Strand bis zum Gutshaus. An das neue, recht große Wohnhaus mit seinen beiden Seitenflügeln und dem runden Turm als Blickfang musste er sich erst einmal gewöhnen. Sein altes Haus in Holzendorf war wesentlich kleiner und unscheinbarer gewesen. Holzendorf, der Hof, den sein Vater für ihn gepachtet hatte, um ihn endlich aus dem geliebten Ostpreußen fortzulocken, war nun schon wieder Vergangenheit. Sieben Jahre hatte er dort zuerst allein, später mit seiner Edith gewirtschaftet. Er dachte gern an diese

Zeit zurück, denn auch seine beiden Söhne Günther und Kurt kamen dort zur Welt.

Der eisige Wind und die mit roten Wolken hereinbrechende Dämmerung trieben ihn voran. Die Kälte begann sich langsam, aber stetig in seinem Körper auszubreiten. Zuerst erreichte sie die kräftige Nase, dann kroch sie in die Fingerspitzen und erreichte schließlich die Zehen. Um sich von dem unangenehmen Gefühl abzulenken, ließ der Landwirt seine Gedanken noch ein Stück weiter rückwärts wandern. Er dachte an die sieben Jahre, die er in Ostpreußen verbracht hatte. Dort waren die Winter immer grimmig kalt gewesen, die Vegetationszeit extrem kurz. Die Güter des Grafen Dohna in Schlobitten nahmen in seinen Gedanken wieder Gestalt an. Dort war er als landwirtschaftlicher Beamter angestellt, nachdem er seine Militärdienstzeit in Königsberg beendet hatte. Die Vorwerke, die entlang der Eisenbahnstrecke Schlobitten – Königsberg lagen, waren sein Arbeitsbereich und umfassten eine Fläche von etwa 1500 Hektar. Nur selten ratterte ein Zug über die Gleise. Unendliche Flächen, nicht enden wollende Entfernungen mussten mit dem Pferd zurückgelegt werden. Es war nicht immer einfach, den Überblick in so einem ausgedehnten Betrieb zu behalten. Gerade, weil ihn diese Anstellung forderte und mit viel Verantwortung verbunden war, gefiel sie ihm ausgesprochen gut. Die Landschaft in Ostpreußen erinnerte ihn in ihrer Weite und Großartigkeit sehr an die seiner Heimat in Mecklenburg. Er liebte es, mit dem Pferd durch die von Schlehen begrenzten Hohlwege zu traben und das grüne Dickicht der unendlichen Wälder am Horizont schimmern zu sehen. Die Ufer der gewaltigen blaugrauen Wasserflächen waren von Kranichen und Reiher besiedelt. Er genoss jeden Tag seines Aufenthaltes dort. Aber zu Hause wartete man auf ihn. Von Zeit zu Zeit erreichten ihn Briefe seines Vaters, er möge doch zurückkehren. Dann packte ihn das schlechte Gewissen und er nahm sich fest vor, sobald wie möglich seine Stellung in Ostpreußen aufzugeben. Aber dieses Vorhaben ging vorüber wie ein kurzes Sommergewitter. Viel zu verlockend war das Angebot, eine neue Stelle als

Verwalter auf einem Gut in Cauthen anzunehmen, bei einem Vetter des Grafen Dohna. Dieses Gut befand sich im Gegensatz zu Schlobitten in einem jämmerlichen Zustand. Es war wesentlich kleiner, aber schlampig organisiert. Schon bei seiner Ankunft dort wurde Paul von seinem Vorgänger gewarnt, dass er sich nach einer anderen Stelle umsehen sollte, denn auf diesem Gut würde es niemand lange aushalten. Lächelnd erinnerte er sich daran, dass diese Warnung völlig wirkungslos für ihn blieb und er mehr als vier Jahre dort aushielt. Es gelang ihm, mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit, diesen Betrieb in einen akzeptablen Zustand zu versetzen. Die ostpreußische Zeit lag nun schon 12 Jahre hinter ihm, aber er dachte immer noch sehr gern daran. Er hatte auch seiner Frau Edith schon viel davon erzählt.

Sie wartete schon im Haus auf ihn. Ihr rotbraunes aufgestecktes Haar bildete einen starken Kontrast zu dem grünen Wollkleid, das sie trug. Um die Schultern hatte sie ein Tuch gelegt, um sich besser vor der Kälte zu schützen. „Ich bin froh, dass du wieder heil hier angekommen bist“, sagte sie besorgt und nahm ihm seine Jacke ab. „Hättest du nicht auf besseres Wetter warten können für deinen Rundgang?“ – „Es ist gar nicht so schlecht, wenn man mal ordentlich durchgepustet wird, das macht die Gedanken frei“, antwortete Paul Glantz lächelnd über die Besorgnis seiner Frau. Er setzte sich an den Kamin und sah in das Feuer, das wie ein Reigen kleiner fröhlich tanzender Kobolde aussah. Mit einem lauten Krachen sprang die Tür auf, in der Frieda, das Küchenmädchen, erschien. Sie war erst 15 Jahre, aber nicht gerade schüchtern. Ihre strohfarbenen Zöpfe trug sie als Kranz um den Kopf gelegt. „Hier ist schöner heißer Tee für Sie, Herr Glantz, damit Sie warm werden“, rief sie mit lauter Stimme, in der sich ihr temperamentvolles Wesen zeigte. „Das war eine gute Idee von dir, Frieda“, bedankte sich der Gutsherr lächelnd. Frieda blieb wie angewurzelt stehen und beobachtete, wie er sich den Tee eingoss. „Möchtest du noch etwas?“ Frieda fühlte sich ertappt und stammelte nur, dass sie jetzt wieder in die Küche müsse. Als die Tür geräuschvoll zufiel, wandte sich Edith belus-